

Friedrich Gözl: Briefe an David, Stuttgart (Klingenstein) 2008 (ISBN 978-3-937813-05-9) 19.80 €

Bequem möchte er's nicht. Auch im Ruhestand bleibt Friedrich Gözl ein unruhiger Geist, besser: ein tief beunruhigter Geist, von allerlei Tendenzen im Weltgeschehen beunruhigt; mehr noch von der Kirche und ihrer Theologie, denen er sein Berufsleben gewidmet hatte; und am meisten von unerledigten Fragen, die das Judentum betreffen, dessen religiöses, politisches und kulturelles Schicksal in Deutschland vor allem, und dies nicht allein in den Jahren des sog. Dritten Reiches.

Beunruhigt im Herzen schreibt er sich nun seine Erinnerungen, Befürchtungen, Einsichten, ja – und auch seine Hoffnungen von der Seele. In Briefen an den Enkel David. Wirklichen Briefen, datierbar zwischen 2003 und 2005, und der Enkel wird dabei nicht bloß zur personifizierten Klagemauer, die irgendwie erhalten müsste als Gegenüber für die Schwermutsäußerungen eines alten Mannes. Er wird vielmehr zum echten Adressaten, einbezogen mit seinen jugendlichen Interessen und Desinteressen und mit dem, was er wahrnehmen und aufnehmen sollte von den Lebenserfahrungen und Reflexionen seines Großvaters. So besehen wird das Buch zu einem ebenso sympathischen wie glaubwürdigen Brückenschlag zwischen den Generationen. In Kirchenleitungen und religionspädagogischen Labors stellt man seit einiger Zeit Überlegungen an, wie denn wohl eine Weitergabe des Glaubens an die nächste und übernächste Generation gelingen könne. Vielleicht doch so, wie Gözl es vorexerziert in seinen Briefen an David.

Dabei macht er's dem Enkel und dessen Lesen und Verstehen und Mitgehen durchaus nicht leicht. Zwar sind die Briefe in Stil und Sprache ohne weiteres zugänglich, mit vielen erzählerischen Partien (einer ausgesuchten Stärke des Autors) und oft im lockeren Plauderton gehalten, übrigens zum Vorlesen geradezu verlockend. Sie sind wirklich wie mit leichter Hand geschrieben, aber ebenso mit schwerem Herzen. Und dem Adressaten werden nicht allein Aufschlüsse geliefert über allerlei bedrückende Vorgänge in der Geschichte des Judentums; wovon man auch anderswo lesen kann. Es werden ihm außerdem Aufschlüsse über die inneren Verhältnisse und die Irritationen des Großvaters angesichts dieser Geschichte zugemutet. Der Großvater offenbart sich nämlich als einer, der mit einer durchschnittlich kirchlich-theologischen – und namentlich seiner eigenen früheren theologischen – Zufriedenheit seit längerem nicht mehr zufrieden sein kann. Diese Unzufriedenheit wuchert ums Zentrum einer noch ganz unbefriedigenden Verhältnisbestimmung zwischen Christentum und Judentum. Sie sucht nach Lösungen, die weit radikaler (d.h. an die Wurzeln gehender) ausfallen müssten, als das bisher in diesbezüglichen theologischen Traktaten und offiziellen kirchlichen Stellungnahmen der Fall gewesen ist. Insofern werden die Rückblicke auf den persönlichen christlichen Glauben zu recht kritischen und hartnäckig fragenden Rückblicken, die es dem Enkel David nicht einfach machen dürften. Nicht einfach mit dem Großvater und seiner Pfarrerexistenz und auch nicht einfach mit einer eigenen Orientierung in Angelegenheiten der Religion. Doch genau auf solche Weise, scheint mir, wird ein Vertreter der nachfolgenden Generation tatsächlich ernst genommen und die Weitergabe des Glaubens zu einem Experiment, dessen Ergebnis offen bleiben muss.

Spannend werden die Briefe durch die Authentizität im Persönlichen, von der sie getragen werden. Spannend sind sie aber gleichfalls durch die Gegenstände, die im Einzelnen zur Verhandlung kommen. Diese folgen nicht etwa dem didaktischen

Aufbau eines Lehrbuchs. Sie reihen sich wie zufällig aneinander, sind häufig angestoßen von Tagesaktualitäten (vom Weihnachtsfest bis zur Tsunami-Katastrophe) und haben doch ihre innere Folgerichtigkeit. Ein wichtiger roter Faden wird vom „Sendschreiben jüdischer Hausväter“ gebildet, das 1799, von David Friedländer verfasst, an den preußischen Probst Teller in Berlin ging. Man muss es einen glücklichen Griff nennen, dieses Dokument jüdischen Assimilationsangebots mit seiner ganzen prekären Vor- und Nachgeschichte so in den Mittelpunkt aller Betrachtungen gerückt zu sehen, dass es zum Schlüssel für eine Fülle von Beobachtungen zum Schicksal des Judentums in Deutschland werden kann.

Im übrigen erfährt man in diesem Zusammenhang eine Menge über David Friedländer selbst und über seinen Lehrer Moses Mendelssohn und dessen Familie, wie später auch über Theodor Herzl und andere. Und nicht nur die prominenten Gestalten finden Beachtung, sondern beinahe mehr noch die Unbekannten oder weniger Bekannten, zu denen der Autor freundschaftliche Kontakte pflegte und von denen er lernte: Ein Werner Neufleiß zum Beispiel, aus einer Breslauer Arztfamilie stammend, der Theresienstadt überlebte, nach Israel übersiedelte und es dort mit seinem Judentum nicht weniger schwer hatte als mit dem vorgefundenen Staatsgebilde. Oder Oswald/ Daniel Rufeisen mit seiner bewegten Biographie, der Jude war und bleiben wollte und als Getaufter und Priester auf dem Karmel in seiner Person die Grenzen leidenschaftlich überschritt, die die Religionen zwischen sich zu markieren pflegen. Oder die befreundete Trude K., die sich aus Israel bestürzt auf die Nachricht hin meldet, dass man einem Gölz-Enkel den jüdischen Namen David – einen in Deutschland doch nachweislich gefährlichen Vornamen – gegeben habe.

So wird das Ganze eine persönliche Bilanz und ein Sachbuch zugleich, bar aller dogmatischen Enge und ohne den Gestus der Besserwisserei und mit einer Fülle von Überraschungen. Man liest die Briefe nicht, ohne ins Fragen zu geraten, als Theologe auch ins Fragen an den Verlauf und das Profil der eigenen theologischen Biographie. Aber beim Gang der Lektüre wird einem bewusst, dass es sich nicht um Fragen handelt, die nur bedrängen, sondern um solche, die ins Weite führen. Erweiterung des Horizontes, schreibt Gölz an einer Stelle, sei es eigentlich, was seine Begegnung mit dem Judentum für ihn bewirkt habe. Und am Schluss heißt es: „Weißt Du, David, ich möchte lieber für den Rest meines Lebens unterwegs bleiben und dabei so sorgfältig als möglich auf die Wegmarken meiner biblischen, also der jüdischen und der christlichen ‚Vor-Gänger‘ und ‚Vor-Sänger‘ achten. Auch dann, wenn ich manches anders als sie sehen und hören lernte. Von frommer, gar krampfhafter ‚Besitzstandswahrung‘ halte ich nicht viel. Und die Hoffnung gebe ich nicht auf, dass sich auf beiden Seiten noch einiges bewegen und ändern könnte.“ – Dies und das wiederum anders zu sehen, als es der Autor seinerseits getan und in den Briefen vorgestellt hat, bleibt jedem Leser unbenommen und könnte dem Autor, so vermute ich, insgesamt eher gefallen als missfallen.

(Dr. Reiner Strunk, Hölderlinstr. 24, 73770 Denkendorf)